

Klaus Hausmann

# Lebensweg eines nur durchschnittlich Begabten

Ein Naturwissenschaftler erinnert sich



Schweizerbart

Klaus Hausmann

# **Lebensweg eines nur durchschnittlich Begabten**

**Ein Naturwissenschaftler  
erinnert sich**



Schweizerbart • Stuttgart • 2018

Hausmann, Klaus: **Lebensweg eines nur durchschnittlich Begabten**  
Ein Naturwissenschaftler erinnert sich

Adresse des Autors:  
Prof. Dr. Klaus Hausmann, Rothenburgstr. 27b, 12165 Berlin

*Gerne nehmen wir Ihre Hinweise zum Inhalt und Bemerkungen zu diesem Buch entgegen:*  
[editors@schweizerbart.de](mailto:editors@schweizerbart.de)

Umschlagbilder Vorderseite:  
Der Autor am Transmissionselektronenmikroskop (Foto: Christian Blumenstein, Potsdam).

Ausschnitt aus einem Querschnitt durch den Fressapparat eines Wimpertieres  
(elektronenmikroskopisches Bild; Vergr.: 55.000x. Foto: Klaus Hausmann).

Umschlagbild Rückseite:  
Der Autor im Frühjahr 2018 (Foto: Erika Hausmann, Berlin).

1. Auflage 2018

ISBN ebook (pdf) 978-3-510-65513-7

ISBN 978-3-510-65426-0

Informationen zu diesem Titel: [schweizerbart.de/9783510654260](http://schweizerbart.de/9783510654260)

© 2018 E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung (Nägele u. Obermiller), Stuttgart, Germany

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt besonders für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Verlag: E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung (Nägele u. Obermiller)  
Johannesstraße 3A, 70176 Stuttgart, Germany  
[mail@schweizerbart.de](mailto:mail@schweizerbart.de), [www.schweizerbart.de](http://www.schweizerbart.de)

© Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier nach ISO 9706-1994

Layout und Typografie: Verlagsservice Baier, Auerstedt  
Printed in Germany by Online-Druck.biz, Krumbach

## **Quis leget haec?**

(Wer soll das denn lesen?)

Aulus Persius Flaccus  
Römischer Dichter, 34–62

Diese mir hin und wieder während des Verfassens meiner Rückerinnerungen  
gestellte Frage konnte ich in erster Linie nur beantworten mit:

*Ich!*



# Inhalt

## Vorweg

50-jähriges Abitur – Anlass zum Zurückdenken .....	1
Meine Vita .....	3

## Lebensstation Ruhrgebiet: 1947–1966

Frühe Kindheit – Aus Erzählungen und aus eigener Erinnerung .....	7
Wohnverhältnisse und Wohnsitze .....	16
Gelsenkirchen – Stadt der 1.000 Feuer .....	25
Familienleben, wie ich es erfahren habe .....	27
Schulzeit .....	32
Paralleles Leben in zwei Welten .....	36
Vorbild Vater – Ein Macher .....	36
Problematische und widersprüchliche Lebensumstände .....	52

## Lebensstation Bonn – Bochum – Bonn: 1966–1973

Studentendasein .....	63
Bonn, erster Teil .....	63
Abruptes Ende der Station Bonn .....	69
Neuer Standort Bochum .....	69
Ferien-Jobs .....	74
Die Entscheidung .....	77
Bonn, zweiter Teil .....	79

## Lebensstation Heidelberg: 1974–1984

Beginn eines neuen Lebensabschnitts .....	109
Auf nach Hawaii .....	112
Zurück in Heidelberg .....	125
Hausbau in Neckargemünd .....	129
Wissenschaftliches Weiterkommen .....	132
Populärwissenschaftliches und anderes Engagement .....	140
Zurück zum heimischen Leben .....	146
Der Ruf an die Freie Universität Berlin .....	147

## **Lebensstation Berlin: 1985 – heute**

Neustart in Berlin – privat .....	153
Neustart in Berlin – beruflich .....	161
Verstärktes populärwissenschaftliches Engagement .....	180
Forschungssemester: Erneuter Drang in die weite Welt .....	187
Wieder zu Hause .....	196
Tätig als Herausgeber und Autor .....	201
Vereinsaktivitäten .....	209
Organisator von Kongressen .....	214
Eingeladener Redner – Invited Speaker .....	223
Ehrungen .....	224
Eintauchen in die Tiefsee .....	228
Maritimer Ausklang .....	238
Einmal Berlin, immer Berlin .....	240
Familiäres Leben: Zu kurz gekommen? .....	244

## **Nebenschauplatz Loge (Wendland): 1988 – 2018**

Der Wunsch: Ein Wochenendhaus .....	247
Das Resultat: Ein Hof im Wendland .....	250
Die Entstehung eines zweiten Lebensmittelpunktes .....	255
Ausgiebige Renovierungs- und Bauarbeiten .....	259
Das Haupthaus .....	266
Der Giebel .....	275
Der Schweine- und Pferdestall .....	281
Das Gesindehaus .....	285
Der Außenbereich .....	288
Biologisches in Haus und Hof .....	299
Mitmenschliches im Rundling .....	303
Der Weg war das Ziel .....	307

## **Gesamtrückschau: 1947 – 2018**

Kindheit .....	311
Schulzeit .....	311
Studium .....	311
Beruf .....	312
Familie .....	315

<b>Schlussbemerkungen</b> .....	317
---------------------------------	-----

<b>Anhang</b> .....	319
---------------------	-----

<b>Register</b> .....	381
-----------------------	-----

## Vorweg

Unterdessen bin ich über 70 Jahre alt und blicke auf ein bisher schon recht langes und ereignisreiches Leben zurück. Seit sechs Jahren bin ich nicht mehr in meinem Beruf tätig, sondern im Ruhestand. Das heißt allerdings nicht, dass ich nun nichts mehr mit meiner Zeit anzufangen weiß und Trübsal blase. Zu tun ist für mich immer noch genug. Aber ich plane dabei nicht so sehr

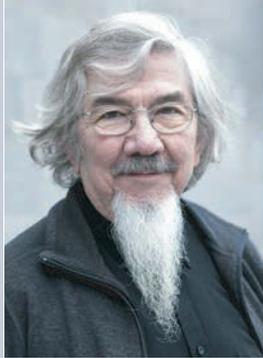


Foto: Kerstin Nussbächer

weit in die Zukunft, sondern werde eher spontan aktiv. So verhält es sich auch mit der Niederschrift dieser meiner Biografie. Ich wollte sie schon immer einmal in Angriff nehmen, habe das Projekt aber stets zugunsten anderer Dinge hintangestellt, nicht zuletzt wegen des zu erwartenden zeitlichen wie intellektuellen Aufwands. Nun ist es aber endlich soweit.

## 50-jähriges Abitur – Anlass zum Zurückdenken

Mitte November 2015 war es, dass ein Brief aus Gelsenkirchen mit dem Absender *Schalke* *Gymnasium* in unserem Briefkasten lag. Ich wurde in meine damalige Schule eingeladen,

um dort Anfang 2016 mit den ehemaligen Mitschülern das 50-jährige Abitur zu feiern. Es war also tatsächlich ein halbes Jahrhundert vergangen, seit wir das Zeugnis der Reife überreicht bekamen. Wie stolz waren wir damals (Abb. 1).



Abb. 1: Abiturientia 1966 (1. Reihe links: der Autor).

Gerne und mit einiger Neugier fuhr ich von Berlin aus, meinem berufsbedingten Wohnort seit über 30 Jahren, ins Ruhrgebiet (Abb. 2). In den vergangenen Dekaden hatten wir zwar immer wieder einmal ein Klassentreffen, anfangs jährlich, später in größeren Abständen mit unterschiedlich zahlreicher Teilnahme. Dieses Mal war es aber insofern anders, als dass alle vier Parallelklassen (altsprachlich, neusprachlich, sozialwissenschaftlich, Aufbaustufe) eingeladen worden waren. Darüber hinaus gab es 1966 zwei Abiturjahrgänge, da es wegen der Umstellung des Schuljahresbeginns von Frühjahr auf den Herbst ein so genanntes Kurzschuljahr gab und daher in diesem Jahr zweimal die Abitur-Prüfungen abgehalten wurden.

Von den 58 Gold-Abiturienten waren über 30 gekommen. Die Wiedersehensfreude war groß. Die ehemaligen Mitschüler hatten sich in ihrem Wesen kaum verändert. Nur alt geworden waren sie, wie ich ja wohl auch. Es wurde viel erzählt von damals, von zwischendurch, aber auch von heute.

Im Verlaufe der Feier hieß es dann seitens der Schulleitung, dass, wenn Interesse bestünde, wir unsere schriftlichen Abitur-Arbeiten in den Fächern Deutsch, Mathematik, Latein und Griechisch einsehen könnten. Natürlich gab es ein reges Interesse. So wurde ein mächtiger Foliant hereingetragen, in dem unsere Arbeiten zu einem dickleibigen Buch zusammengebunden waren.

Verblüfft waren wir, vor den Facharbeiten zu jedem Schüler eine unsignierte (wahrscheinlich vom Klassenlehrer verfasste) individuelle Charakterisierung vorzufinden. In meinem Fall sah das recht finster aus: Ich war offenbar sportlich völlig leistungsunfähig und von nur durchschnittlicher Begabung, zudem ein extrem zurückhaltender, sich nur schwer erschließender Schüler (Abb. 3). Das muss ja wohl so gewesen sein, wenn das ein Pädagoge feststellte. Das war dann aber auch für mich der ausschlaggebende Impuls, inne zu halten und nachzudenken: Wie war das denn damals wirklich? Und wie ist mein Leben bislang verlaufen? Durch welche Ereignisse und durch welche Personen ist mein Leben geprägt worden?

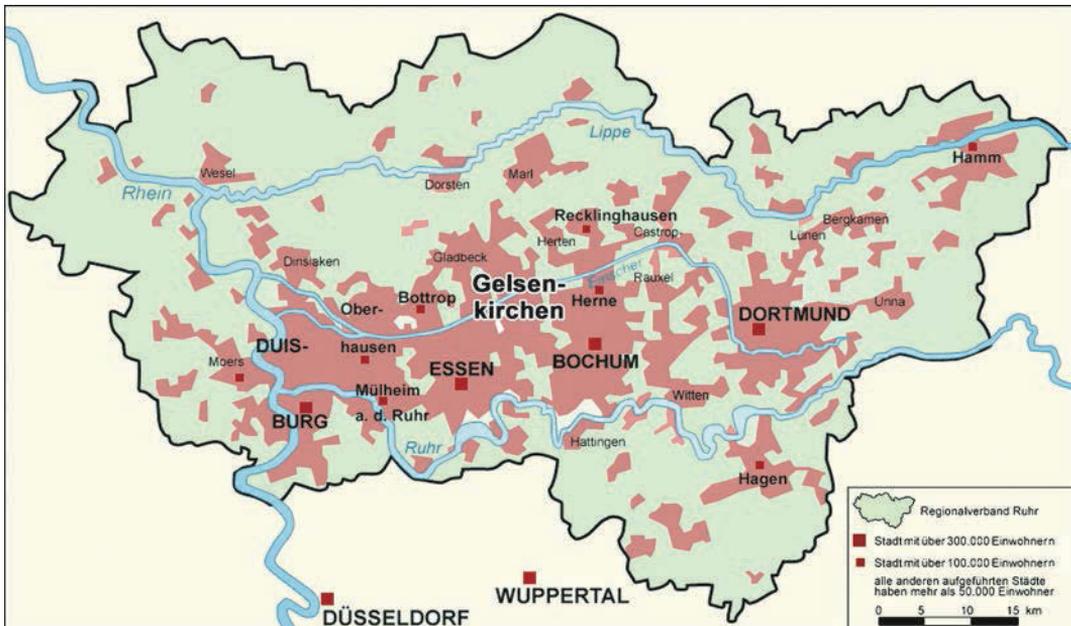


Abb. 2: Gelsenkirchen, inmitten des Regionalverbands Ruhr gelegen (Grafik: Internet).

H a u s m a n n , Klaus

Hausmann ist körperlich schwach und zart und daher zu sportlichen Leistungen unfähig.

Hausmann ist von nur durchschnittlicher Begabung, die volle Konzentration auf die schulischen Fächer erfordert, ein ruhiger und extrem zurückhaltender Schüler, der sich nur schwer erschließt.

Abb. 3: Beginn des Gutachtens über den Abiturienten Klaus Hausmann.

## Meine Vita

Zur groben Orientierung stelle ich meine Vita mit besonderem Fokus auf den akademischen Aspekt dar. Eine ausführlichere Zusammenstellung findet sich im Anhang.

Am 24. April 1947 wurde ich in Gelsenkirchen geboren. Meine Schulzeit begann im Jahr 1953 und endete 1966 mit dem Abitur am altsprachlich orientierten *Schalken Gymnasium* in Gelsenkirchen.

Zum Wintersemester 1966 begann ich mein Hochschulstudium im Fach *Katholische Theologie* zunächst an der Universität Bonn und setzte es dann in Bochum fort. Mit dem Wechsel zum Studienfach *Biologie* kehrte ich zum Sommersemester 1968 nach Bonn zurück. 1971 schloss ich das Biologiestudium mit dem Diplom ab. Meine Diplomarbeit hatte den *Feinbau und Ausschleuderungsmechanismus der Trichocysten von Paramecium caudatum* zum Thema; meine Dissertation trug den Titel *Cytologische Studien an Trichocysten*.

Nach der Promotion im Dezember 1973 trat ich zum Januar 1974 eine Stelle als wissenschaftlicher Assistent am *Lehrstuhl für Zellenlehre* der Universität Heidelberg an, wo ich 1980 nach einem Habilitationsverfahren zum Privatdozenten ernannt wurde. Zum Jahr 1985 nahm ich den Ruf auf eine Professur mit der Ausrichtung Elektronenmikroskopie am damaligen *Institut für Allgemeine Zoologie* der Freien Universität Berlin an. Dort leitete ich bis zum Eintritt in den Ruhestand im Jahr 2012 die *Arbeitsgruppe Protozoologie*.

Mein Interesse für die Biologie, insbesondere für die Zoologie, wurde früh durch meinen Vater geweckt, der begeisterter Hobby-Ornithologe war. Mit ihm verbrachte ich in den Schul- und Semesterferien häufig längere Aufenthalte in Seevogelschutzgebieten an der Nordsee. Aus der Zeit datieren meine ersten Publikationen über Seevögel und Wattbiologie.

Von Anbeginn meines Biologiestudiums an faszinierten mich die Einzeller, die ich während meiner Schulzeit an einem altsprachlichen Gymnasium nur sehr peripher kennengelernt hatte. Besonders förderlich war dabei der sehr frühe Kontakt zu dem seinerzeit auf dem Gebiet der Elektronenmikroskopie weltführenden *Institut für Cytologie und Mikromorphologie* der Universität Bonn, das im Rahmen seiner Forschungen verschiedene Einzeller als Modellorganismen einsetzte. In diesem Institut habe ich dann die Diplomarbeit und später die Dissertation angefertigt. Die Forschungsschwerpunkte, die ich im weiteren Verlauf an den Universitäten in Heidelberg und Berlin bearbeitet habe, hatten primär die Aufklärung ultrastruktureller Aspekte bei Protisten zum Inhalt.

In der Lehre stand neben der generellen Zoologie und Zellbiologie die Protistologie im Zentrum des Interesses, wobei vorwiegend die Licht- und Elektronenmikroskopie Anwendung fanden. Von mir verfasste Buchbeiträge sowie Lehrbücher haben einen klaren Fokus auf der Protistologie. Darüber hinaus konnte

ich in Kooperation mit dem *Institut für den wissenschaftlichen Film*, Göttingen, rund ein Dutzend Unterrichtsfilme mit zellbiologisch-protistologischen Inhalten produzieren.

Wenn ich nun meine Erinnerungen im Detail niederschreibe, werde ich so vorgehen, dass ich mein Leben in vier Stationen und einen Nebenschauplatz aufgliedere: Kindheit und Schulausbildung mit Abitur-Abschluss in

Gelsenkirchen (1947–1966), Studium, Heirat und Promotion in Bonn (1966–1973), Beginn der Universitätslaufbahn, Ablegung der Habilitation und Wachstum der Familie in Heidelberg (1974–1984), wissenschaftliche Tätigkeit als Universitäts-Professor und weitere Entwicklung der Familie in Berlin (1985 bis heute) sowie parallel zur Berliner Zeit Hoferwerb und -restaurierung im Wendland (1988–2018).



Was werden die folgenden Seiten bringen?  
Das scheint sich dieses Wesen zu fragen, welches  
– geschaffen aus auskristallisierter Ascorbinsäure –  
mit einem Polarisationsmikroskop sichtbar gemacht wurde.

## Lebensstation Ruhrgebiet: 1947–1966

### Frühe Kindheit – Aus Erzählungen und aus eigener Erinnerung

Familiäre Situation  
Kindergarten- und Volksschulzeit  
Verzwickte Familienverhältnisse

### Wohnverhältnisse und Wohnsitze

Vandalenstraße 48  
Preußenstraße 53  
Eickeler Bruch 165a  
Küpershof 18

### Gelsenkirchen – Stadt der 1.000 Feuer

Spielplatz: Abraumhalde  
Dicke Luft

### Familienleben, wie ich es erfahren habe

Punktuelle Erinnerungen  
Vorratshaltung  
Familienfeiern

### Schulzeit

Anfangs ganz gut ...  
... später eher katastrophal

### Paralleles Leben in zwei Welten

### Vorbild Vater – Ein Macher

Der Meerschweinchenzüchter  
Der Fotograf  
Der Burgbesucher  
Der Schmalfilmer  
Der Ornithologe

### Problematische und widersprüchliche Lebensumstände

Familiäre Konfliktpotentiale  
*Introibo ad altare dei ...*  
Zwischenzeitlich persönlich Menschliches  
Abitur, Abnabelung von zu Hause und  
Beginn eines neuen Lebensabschnittes

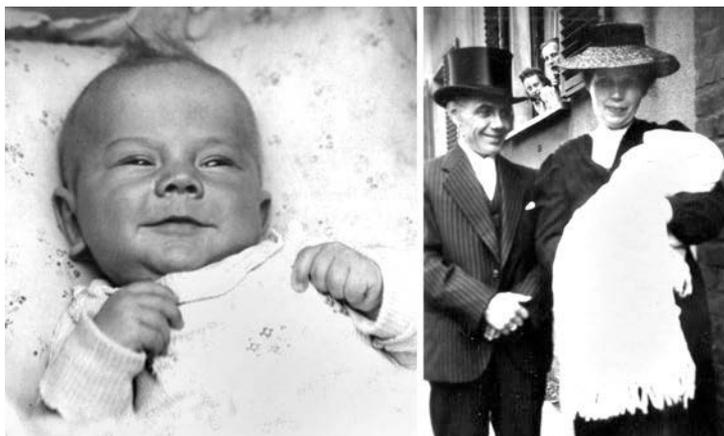


Historische Postkarte von Gelsenkirchen.

## Frühe Kindheit – Aus Erzählungen und aus eigener Erinnerung

Beginnen möchte ich bei den allerersten Anfängen: Am 24. April 1947 wurde ich in Gelsenkirchen als Sohn des Drehers Albert Hausmann (\*8. 3. 1908 in Essen, †10. 8. 1993 in Gelsenkirchen) und seiner Ehefrau Anna, geb. Wagner (erst Hausgehilfin, dann Hausfrau) (\*17. 5. 1913 in Essen, †15. 7. 1983 in Gel-

senkirchen) geboren (Abb. 4 links). Man gab mir den Namen Klaus Wilhelm. Klaus war der Rufname, der Wilhelm kam wegen der zahlreichen Wilhelms und Willis aus der Wagner-Familie hinzu. Mein Patenonkel, der jüngste Bruder meiner Mutter, hieß, wen wundert es, Willi. Die Patentante, eine ältere Schwester meiner Mutter, hörte auf den heutzutage eher ungebräuchlichen Namen Bernhardine, von uns Tante Dina genannt (Abb. 4 rechts).



**Abb. 4:** Als Baby (links) sowie anlässlich meiner Taufe am 11. Mai 1947 mit dem Patenonkel Willi – wie es sich damals gehörte, mit Zylinder – und der Patentante Dina (rechts).

### Familiäre Situation

Ich war in eine Arbeiterfamilie hineingeboren worden. Demzufolge wohnten wir in einer Arbeitersiedlung, in der das unverkennbare Kohlenpott-Deutsch mit seinen eigenen Worten und seiner eigenen Grammatik gesprochen wurde. Ich erinnere mich noch daran, dass ich als kleiner Junge abends zum Schlafen einen *Schlafanzug* angezogen habe. Dass damit ein Schlafanzug gemeint war, ist mir erst viel später aufgegangen. Noch heute fühle ich so etwas wie Heimat, wenn ich irgendwo die unverfälschte Kohlenpott-Sprache höre. Und ich beherrsche auch noch diesen Dialekt, wenn sich eine entsprechende, immer seltener eintretende Gesprächsgelegenheit ergibt. Übrigens, Großeltern wurden bei uns Omma und Oppa genannt, die Eltern zunächst Mama und Papa und später dann Mudda und Vadda. Und selbstverständlich wurden alle Onkel und Tan-

ten niemals nur mit ihrem Vornamen angesprochen.

Die Männer in unserem Wohnbereich arbeiteten als Bergleute in den Zechen oder in der Stahl erzeugenden und weiterverarbeitenden Industrie, nämlich in den nur wenige Gehminuten entfernten *Eisenwerken*, die ein Areal von 100 ha einnahmen. Zu Bestzeiten wurden sechs Hochöfen betrieben und über 5.600 Beschäftigte hatten dort ihren Arbeitsplatz. In nahezu allen Familien war der Mann der Alleinverdiener und die Frau hatte ihren Platz im Haushalt und in der Familie als Frau und Mutter.

Da ich aus einer gläubigen, katholisch orientierten Familie stamme, habe ich neben dem Geburtstag auch einen Namenstag. Bei meinem Namen Klaus denkt man natürlich sofort an den Gedenktag des griechisch-byzantinischen Bischofs Nikolaus von Myra (heute Türkei), (270–343), der immer noch

den Kindern am 6. Dezember vorwiegend zu nachtschlafender Zeit Geschenke, meistens Süßigkeiten, in die blitzblank geputzten, an die Tür gestellten Schuhe legt. Somit wäre der 6. Dezember mein Namenstag. Dem ist aber nicht so, denn mein Namenspatron, dessen Gedenken am 21. März begangen wird, ist der Schweizer Nikolaus von Flüe (1417 bis 1487), der als 50-Jähriger mit Einverständnis seiner Frau Dorothea Wyss, mit der er 10 Kinder hatte, seine Familie verließ – das älteste Kind war 20 Jahre, das jüngste noch kein Jahr alt –, um 20 Jahre lang als Einsiedler, Asket und Mystiker zu leben. Angeblich nahm er während dieser Zeit seines Lebens außer Kommunion-Oblaten nichts zu sich und trank lediglich Wasser. Dieser fromme Gottesmann sollte also für mich und mein Leben ein Vorbild sein. War er das? Wohl kaum, glaube ich. Wie auch immer, meine Oma mütterlicherseits (Timothea Wagner, geb. Hoppen, \*11.10.1873, †10.10.1953) hat

den ungewöhnlichen Namenstagstermin offenbar ernst genommen, indem sie mir entsprechende Glückwunschkarten schickte (Abb. 5).

Ich hatte noch drei ältere Halbgeschwister, zwei Brüder, nämlich Friedel (Friedrich) (9 Jahre älter, \*1.2.1938 in Poço Grande, Nova Trento do Sul [Brasilien], †29.5.2015 in Lüchow [Wendland]) und Gerd (6 Jahre älter, \*1.5.1941 in Gelsenkirchen, derzeit wohnhaft in Bochum) sowie eine Schwester, Marlies (4 Jahre älter, \*25.4.1943 in Gelsenkirchen, derzeit wohnhaft in Essen) (Abb. 6, unten). Vor Friedel wurde 1936 Hans-Günter geboren, der im gleichen Jahr starb. Vor Gerd wurde am 19.11.1939 Kätchen (Katharina, Maus) geboren (Abb. 6, oben, rechts), die wohl geistig behindert war und im Alter von vier Jahren am 2.6.1943 von einem Euthanasiearzt totgespritzt wurde. Vier oder fünf Jahre nach mir gab es schließlich noch einen totgeborenen und daher namenlosen Jungen.



**Abb. 5:** Glückwunschkarte der Oma mütterlicherseits (links) zu einem meiner Namenstage am 21. März auf der – etwas schwierig zu lesen – steht: sendet Dir Oma! Hast Du auch viel gekriegt ist doch schön Namenstag feiern. Tante la (= Maria) kommt Dienstag Sonntag fährt sie wieder nach Rolandseck. Auch von allen anderen viele Grüße. Herzlichen Gruß an Euch Alle Mutter und Oma.



**Abb. 6:** Friedel, Gerd und Käthchen mit ihrer Mutter im Jahr 1942 (oben). Klaus (auf dem Tisch sitzend) mit seinen Geschwistern Gerd, Marlies und Friedel im Januar 1948 (unten).



**Abb. 7:** Der linkshändige Daumenlutscher auf dem Schoß seiner Mutter und mit seinen Geschwistern sowie der Oma Wagner.

### Kindergarten- und Volksschulzeit

Ein unauffälliges, problemloses und freundliches Kind soll ich gewesen sein, das allerdings bis zum Eintritt in den Kindergarten im Jahr 1950 ein intensiver Daumenlutscher war (Abb. 7).

An die Zeit im katholischen, von Nonnen – wir nannten sie Schwestern; meine Favoritin war Schwester Gebhardis – geleiteten Kindergarten kann ich mich nur dunkel erinnern, habe sie aber generell in sehr positiver Erinne-



rung. Ich weiß, dass es dort einen in meinen Augen riesengroßen, überdachten Sandkasten und ein ganz großes Klettergerüst gab und dass Sommerfeste gefeiert wurden. Im Rahmen eines dieser Sommerfeste spielte ich einmal den Doktor Eisenbart und sang die ersten Verse des um 1800 entstandenen Volks-, Studenten- und Trinkliedes:

*Ich bin der Doktor Eisenbart,  
wide wide witt bum bum.  
Kurier' die Leut' auf meine Art,  
wide wide witt bum bum.  
Kann machen, dass die Blinden geh'n,  
wide wide witt juchheirassa,  
und dass die Lahmen wieder seh'n,  
wide wide witt bum bum.*

Das Ende dieser Kindergartenzeit war unspektakulär ebenso wie die Einschulung in die katholische *Bonifatius-Schule*. Damals gab es zwar schon Schultüten (Abb. 8), aber noch nicht die heutzutage üblichen, für mich etwas grotesk anmutenden großen Familien-Events anlässlich der eigentlich wenig aufregenden Einschulung von Kindern bzw. Enkelkindern.

**Abb. 8:** Kindergartenzeit (oben). 1953: Einschulung in die katholische *Bonifatius-Schule*, heute ein Altenheim (unten links). Ich mit Schultüte (unten Mitte) und bereits zu Volksschulzeiten schon mit Brille (unten rechts).

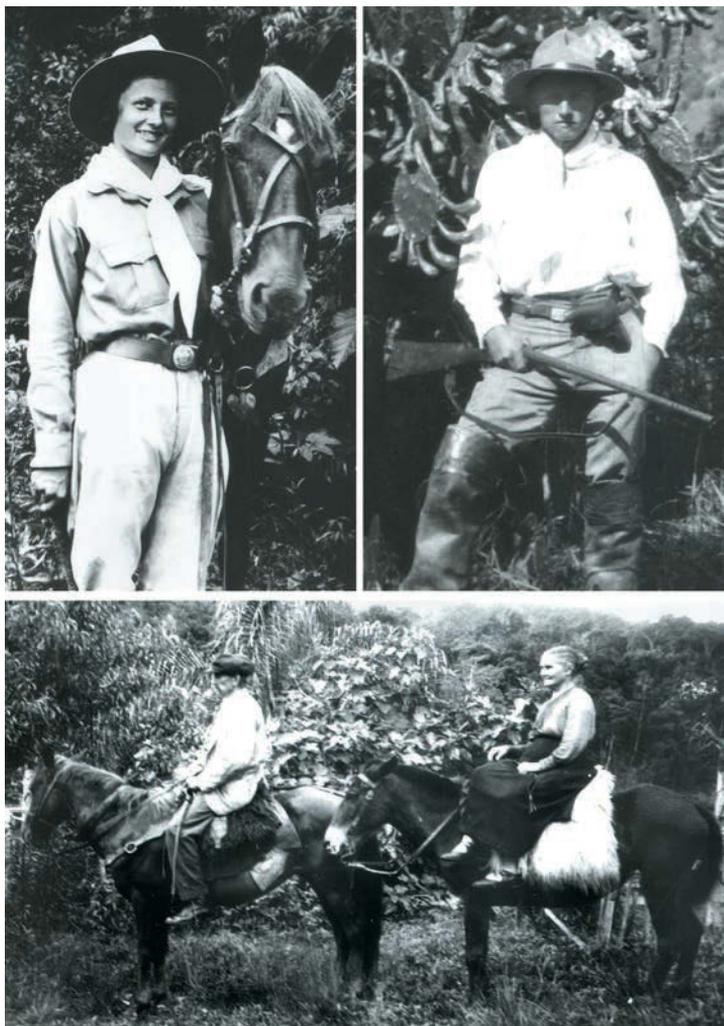


## Verzwickte Familienverhältnisse

Unsere Familiensituation schien für mich zunächst normal, wurde mir aber nach und nach doch etwas obskur. Denn es hing in der Wohnung an einer Wand im Flur ein Bild einer jungen Frau, die dicht neben einem Pferd stand, eine Art Cowboy-Hut auf dem Kopf trug und um den Hals ein Tuch gebunden hatte (Abb. 9, oben links). Für meine gewohnte Umgebung war das eine recht ungewöhnliche Erscheinung. Wer das war, wurde mir nicht gesagt. Mehr zufällig und bruchstückhaft wurde mir klar, dass das wohl eine erste Frau im Leben meines Vaters gewesen sein musste. Irgendwie war auch immer wieder einmal von Brasilien die Rede. Damit wurde für mich ein anderes Foto etwas verständlicher, auf dem mein Vater ebenfalls mit Cowboy-Hut zu sehen war. Er hatte ein Gewehr in der Hand und eine Pistole am Gürtel (Abb. 9, oben rechts). Schließlich gab es noch ein Bild, auf dem meine Großeltern jeweils auf einem Pferd saßen (Abb. 9, unten) und das ganz bestimmt nicht im Ruhrgebiet aufgenommen worden war.

Für mich machten die einzelnen Puzzleteile zunächst kaum einen Sinn. Ich denke, es dauerte Jahre, bis ich dahintergestiegen bin, wie die Zusammenhänge wirklich waren.

Danach war es wohl so, dass die Eltern meines Vaters, also meine Großeltern väterlicherseits, Anfang der zwanziger Jahre planten, nach Brasilien, in den Staat Santa Cata-



**Abb. 9:** Die erste, früh verstorbene Frau meines Vaters (oben links), mein Vater (oben rechts) sowie meine Großeltern väterlicherseits (unten).

rina, auszuwandern, wo es schon seit Mitte des 19. Jahrhunderts deutsche Städte und Kolonisten gibt. Der Grund für diesen Plan war der, dass in Deutschland zu der Zeit politisch und wirtschaftlich alles drunter und drüber ging, wie es mein Vater in seinen Lebenserinnerungen ausdrückt. Mein Großvater, der als Hauer und später als Schießmeister in der

*Zeche Helene* gearbeitet hat, war zu der Zeit bereits Frührentner. Erstaunlicherweise fuhr meine Großmutter, die von meinem Vater als besonders energisch beschrieben wurde, 1922 als 53-Jährige mit zwei Söhnen (Hans, 29 Jahre, und Aloys, 18 Jahre) vorweg nach Brasilien, um zu erkunden, wie die Situation vor Ort wirklich war. Sofern alles in Ordnung war, wollte mein Großvater mit meinem Vater nachkommen. Das geschah dann zwei Jahre später. Am 24. April 1924 traten sie eine vielwöchige Reise in eine unbekannte Zukunft an. Mein Vater, der seinerzeit zum Gymnasium ging, war damals erst 16 Jahre alt und musste demzufolge mitkommen.

Für mich war und ist es schon etwas merkwürdig, dass meine Großeltern im Alter von 53 beziehungsweise 59 Jahren aus Deutschland auswanderten. Aber ich kann mir als weit nach dieser Zeit Geborener überhaupt kein realistisches Bild davon machen, wie die Situation in Deutschland damals wirklich war.

In Brasilien haben meine Großeltern im Staat St. Catarina in Poço Grande ein Stück Urwald gekauft, das sie urbar machten, um dann hauptsächlich Mais und Bohnen darauf anzupflanzen. Hinzu kam der Anbau von Maniok, aus dessen Wurzeln *Farinha*, also eine Art Mehl, hergestellt wurde. Zusätzlich legten sie eine Zucht von asiatischen schwarzen



**Abb. 10:** Auf dem von meinen Großeltern über viele Jahre urbar gemachten Urwaldareal stehen einige Hütten, Ställe und ein Steinhaus.

Schweinen an, die den hierzulande aus Zoos bekannten Hängebauchschweinen ähnlich waren, die aber nicht auf Fleisch, sondern auf Speck gemästet wurden. Das daraus hergestellte Schmalz war ein erträglicher Handelsartikel. Das alles hat ihnen nach einiger Zeit zu einem gewissen Wohlstand verholfen. Der Weg dahin war wohl mühsam. Denn fast jeder Siedler lebte zunächst in einem Rancho aus Bambus und Palmblättern. Dann war ein rohes Holzhaus für einige Jahre die Wohnung. Nach fünf bis sechs Jahren wurde ein gutes Holzhaus gebaut und erst nach rund 15 Jahren ging der Wunsch des Siedlers in Erfüllung, nämlich in einem schönen, festen Steinhaus zu wohnen (Abb. 10).

Mein Vater hat, soweit ich weiß, in Brasilien keine weitere Schulbildung genossen und auch keinen speziellen Beruf erlernt. Er war in der oben grob umrissenen elterlichen Landwirtschaft tätig, die er nach dem Tod seiner Eltern – beide starben im Jahr 1938 – weiterführte. Übrigens betätigte er sich – autodidaktisch angeleitet vom Lehrbuch *Der rationelle Bienenzüchter* – bis zur Rückkehr nach Deutschland zusätzlich als Imker, wovon ein heute noch existierendes Honigglaseticket Zeugnis ablegt (Abb. 11). Darüber hinaus war er offenbar schon damals ein begeisterter Fotograf, der außer für sich auch für andere tätig war. So hat er wohl häufiger für Erinnerungsfotos bei Familienfeiern gesorgt und auch Pass-Fotos für offizielle Zwecke angefertigt. Er verfügte sogar über eine eigene Dunkelkammer.



Abb. 11: Etikett für Honiggebilde aus der Produktion meines Vaters.

Am 5.6.1935 heiratete er, 27-jährig, die 19-jährige deutschstämmige Elisabeth Quirenbach (\*25.5.1916 in Essen, †14.5.1943 in Gelsenkirchen), welche, wie ich nach und nach herausbekam, die für mich geheimnisvolle Frau auf dem Bild in der Wohnung in der Vandalenstraße war (vgl. Abb. 9). Die ungewohnte Bekleidung mit Cowboy-Hut und Halstuch hatte wohl ihren Hintergrund in der Lebensführung und zweckmäßigen Bekleidung am Rande des Urwalds. 1938 wurde mein ältester Bruder Friedel geboren.

1939 kehrte mein Vater mit seiner damals noch kleinen Familie nach Deutschland zurück. In seinen Aufzeichnungen gibt er als Gründe dafür an, dass nach Aussagen von Onkel Fritz, seines ältesten Bruders, mit dem er im regelmäßigen Briefwechsel stand, unterdessen in Deutschland wieder alles in bester Ordnung war, dass sie die Zukunft in Brasilien dahingegen insofern nicht als günstig ansahen, als sie zwar ein freies Leben führen konnten, aber die wirtschaftlichen Perspektiven eher negativ waren. Weiterhin erschien die Gesundheitsversorgung im Falle ernsthafter Krankheiten oder Unfälle weit ab von größeren Städten auf Dauer unzureichend. Schließlich waren die Aussichten einer guten schulischen Ausbildung für heranwachsende Kinder und somit für Friedel zu gering. Angeblich geschah die Rückkehr aber zu einem nicht unwesentlichen Teil im Rahmen der Aktion *Heim ins Reich*, wie es mir einmal ein

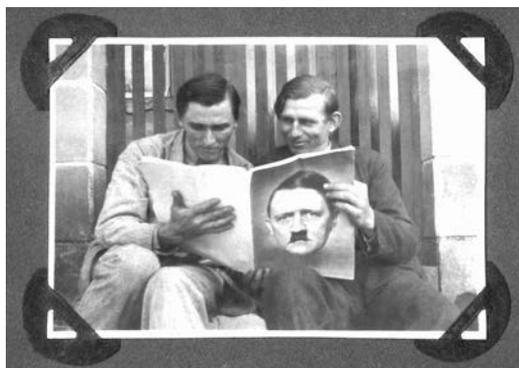


Abb. 12: Auch in Brasilien war Adolf Hitler präsent.

Cousin erzählt hat. Darüber, dass das Hitler-Regime und seine Propaganda auch in den deutschen Kolonien Brasiliens gegenwärtig war, gibt es keinen Zweifel (Abb. 12). Wahrscheinlich kamen alle diese Umstände zusammen, die eine Rückkehr nach Deutschland zur Folge hatten.

Da es vor meiner Zeit lag, weiß ich nicht, wie gut oder wie schlecht man sich in Deutschland wieder eingewöhnte. Ein Bruder meines Vaters, Onkel Hans, ist jedenfalls, nachdem er den zweiten Weltkrieg überlebt hatte, 1948 mit seiner Familie wieder nach Brasilien zurückgekehrt, da ihm die gesamte Situation in Deutschland nicht geheuer war, wie es hieß.

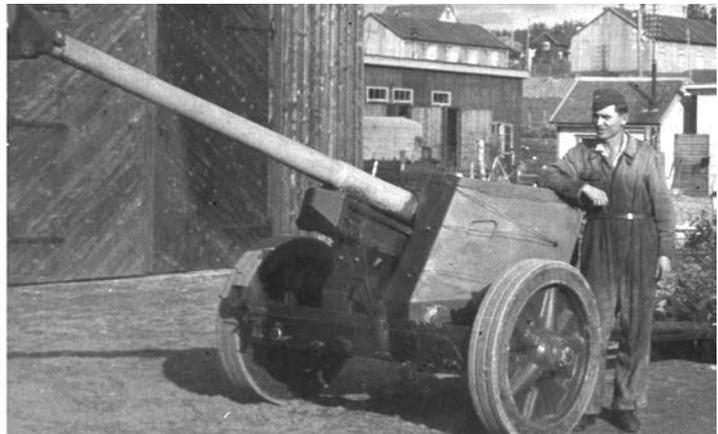
Mein Vater fand in den *Eisenwerken* Arbeit, in denen er zum Dreher ausgebildet wurde. Wie es ihm tatsächlich ging, kann ich nicht einschätzen. In seinen Aufzeichnungen kann man dazu nur den lapidaren Satz lesen: *Unsere Zeit ging in Arbeit und Sorge für unsere Kinder dahin.*

Am 1. September 1939 begann mit dem deutschen Angriff auf Polen der Zweite Weltkrieg, der bis zum 2. September 1945 andauern sollte, bis zur Kapitulation Japans. Zuvor kapitulierte am 8. Mai 1945 bedingungslos die deutsche Wehrmacht. Ungeachtet dieser Kriegswirren wuchs die Familie: 1939 wurde Käthchen, 1941 Gerd und 1943 Marlies geboren (vgl. Abb. 6).

Anfang April 1942 wurde mein Vater zur Wehrmacht eingezogen und war zunächst in Holland (Amersfort, Schouwen, Soesterberg), dann in Norwegen eingesetzt (Abb. 13). Dramatischerweise verstarb die Mutter meiner drei Geschwister drei Wochen nach der zu frühen Geburt von Marlies im Alter von nur 26 Jahren. In seinem Tagebuch schreibt mein Vater dazu: *Durch ein Telegramm der Heimatbehörde wurde ich zurückgerufen, um meine liebe Frau Elisabeth zu begraben.* So war er plötzlich als Witwer mit drei kleinen Kindern auf sich allein gestellt. Soweit ich das heute rekonstruieren kann, wurden Friedel und Gerd daraufhin für eine gewisse Zeit in den Familien der Geschwister meines Vaters, Marlies in einem Kinderheim untergebracht.

Für den Februar 1944 findet sich folgender Eintrag im Tagebuch meines Vaters: *Ich erhielt noch einmal vier Wochen Urlaub. Ich heiratete in Altenessen Anna Wagner, um meinen Kindern eine neue Mutter zu geben.* Somit erschien meine Mutter Anna, geborene Wagner, in der Familie Hausmann.

Die Familien Hausmann und Wagner waren schon davor dadurch miteinander verbunden, dass ein Wagner-Sohn, Onkel Johann, und eine Hausmann-Tochter, Tante Guste (Auguste), miteinander verheiratet waren. Ich kann mir das heute nur so vorstellen, dass damals gemeinsam in den beiden Familien über-

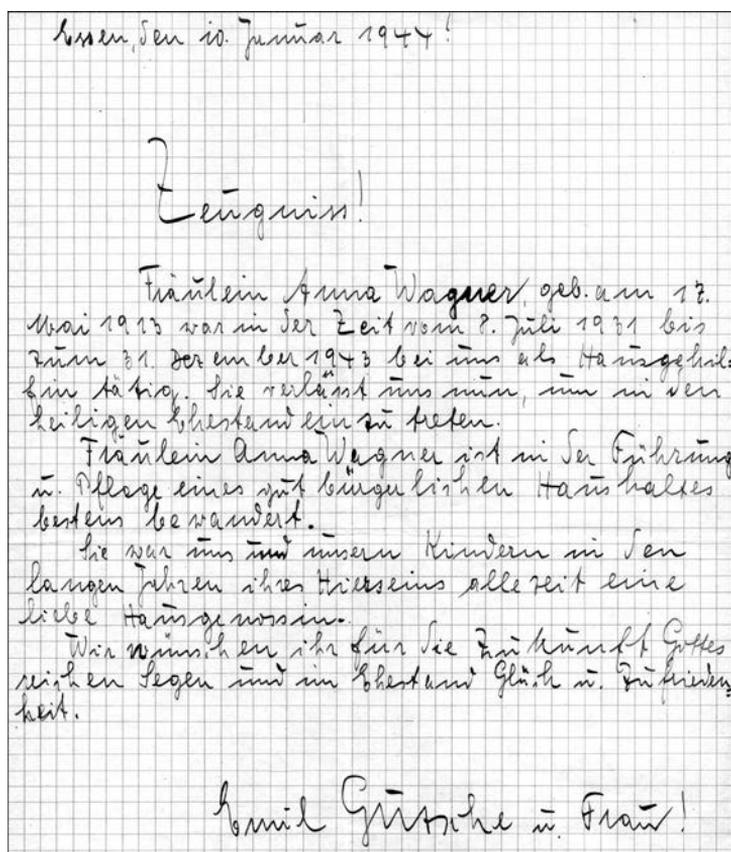


**Abb. 13:** Mein Vater wurde Anfang April 1942 zum Wehrdienst einberufen und nach einer Grundausbildung in Holland schließlich in Nordnorwegen in Fauske in der Waffenmeisterei stationiert.

legt wurde, wie es mit meinem Vater und seinen drei Kindern weitergehen könnte. Da meine Mutter bislang ledig war und sie über zwölf Jahre in der Familie eines Zechen-Werksleiters als Hausgehilfin tätig und damit in der Führung und Pflege eines gutbürgerlichen Haushaltes bestens bewandert war, wie man es in dem vom dortigen Hausherrn ausgestellten Zeugnis nachlesen kann (Abb. 14), wurde, wie ich mir denken kann, beschlossen, dass sie meinen Vater heiratet und sich um die Familie kümmert. Damit wird erklärlich, dass es im Zeugnis heißt, dass meine Mutter ihre Dienststelle verließ, um in den heiligen Ehestand einzutreten. Die Eheschließung erfolgte unter Fliegeralarm am 7. Februar 1944. Nach

Lage der Dinge war das wohl keine Liebesheirat. Mein Vater stellt in seinem Tagebuch dazu fest: *Obgleich es eine Vernunftheir war, haben wir uns doch sehr aneinander gewöhnt und 40 Jahre gut und zufrieden zusammen gelebt* (Abb. 15). Laut Aussage meiner Mutter bestand die Hochzeitsreise darin, die Kinder von den verschiedenen Unterbringungen einzusammeln. Unmittelbar danach musste mein Vater wieder zurück nach Norwegen.

Es dauerte gut drei Jahre, bis ich dann auf der Bildfläche erschien (Abb. 16). Das bedeutet, dass ich drei Halbgeschwister habe, die von einer anderen Mutter als der meinigen geboren worden waren, was, gesehen auf mein gesamtes Leben, nicht problemlos sein sollte.



**Abb. 14:** Zeugnis über die Tätigkeit als Hausgehilfin von Fräulein Anna Wagner (später verheiratete Hausmann), verfasst von Emil Gutschke und Frau (oben).



Abb. 15: Meine Eltern in den Jahren 1945, 1964 und 1977.



### Wohnverhältnisse und Wohnsitze

Im Verlaufe des ersten Teils meines Daseins, nämlich im Ruhrgebiet, in Gelsenkirchen, habe ich mit meiner Familie in diversen Wohnungen gelebt, die sehr unterschiedlich waren und wohl auch mein Leben in gewisser Hinsicht mitgeprägt haben.

#### Vandalenstraße 48

Unser familiäres Leben war anfangs dadurch gekennzeichnet, dass wir mit sechs Personen in einer 2,5-Zimmer-Wohnung in Bulmke-Hüllen (Abb. 17), und zwar im ersten Stock der Vandalenstraße 48, wohnten: Eine Wohnküche, ein Schlafzimmer für die Eltern und Marlies, ein kleines Kinderzimmer für uns drei Jungen, untergebracht in zwei Betten, sowie ein kleines Badezimmer, ausgestattet mit einer Sitzbadewanne, wie es sie heutzutage insbesondere für ältere Menschen als komfortable Badezimmer-Sonderausstattung gibt. Eine zentrale Heizung gab es nicht in der Wohnung. Einzig der Kohleherd in der Küche (Abb. 18) musste für die Wärme in der ganzen Wohnung sorgen, was im Winter eine Herausforderung war. Eine Zusatzheizung war ein elektrischer, Strom fressender Heizstrahler. Das Haus und damit die Wohnung existiert heute noch, wie ich mich Anfang 2016 vergewissern konnte (Abb. 19).

Abb. 16: Als zufriedenes Kerlchen sitze ich im Spätsommer 1947 auf dem Arm meiner Mutter, die hier zusätzlich in verschiedenen Lebensaltern zu sehen ist.



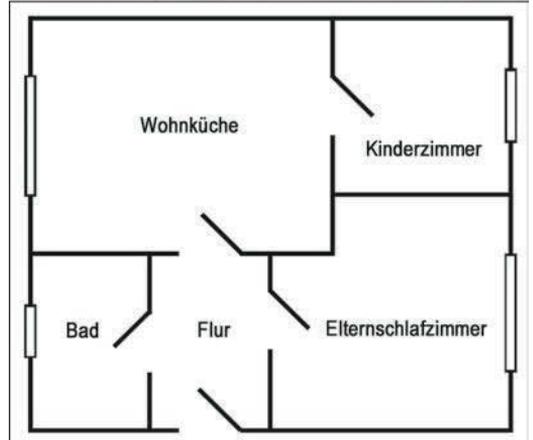
**Abb. 17:** Unser Wohnort Bulmke-Hüllen ist im Südosten Gelsenkirchens gelegen (Grafik: Internet).

Zu der Wohnung gehörte ein kleiner Garten hinter dem Haus mit einer Art Abstellschuppen für Gartengeräte und Fahrräder. Das Gelände gegenüber dem Haus, auf der anderen Straßenseite, war damals weitgehend unbebaut. Wir hatten dort einen zweiten, größeren Garten, in dem vorwiegend zur Eigenversorgung Gemüse angebaut wurde. Es gab auch einen von meinem Vater gemauerten Stall mit Auslauf, in dem Hühner, Karnickel (Kaninchen) und Meerschweinchen gehalten wurden. Die Hühner waren zunächst Eierlieferanten, landeten aber irgendwann, wie auch die Kaninchen, gebraten auf dem sonn- oder feiertäg-

**Abb. 19:** Vandalenstraße 48. Unsere Wohnung war im ersten Stock, links (oben). Ungefäher Grundriss der Wohnung (unten).



**Abb. 18:** Typischer Kohleherd, bisweilen auch Kochmaschine genannt, wie er in der Nachkriegszeit (und wohl auch vorher schon) in sehr vielen Küchen zu finden war (Foto: Internet).



lichen Mittagstisch. Die Meerschweinchen waren nicht dafür bestimmt, sondern wurden, um die finanzielle Situation etwas zu verbessern, von meinem Vater für das *Hygiene-Institut Gelsenkirchen* gezüchtet, wo sie wohl als Versuchstiere eingesetzt (verbraucht) wurden.

Es war in dieser Zeit, als einmal zu meinem großen Schrecken auf der Toilette aus mir ein Spulwurm herauskam. Ich wusste überhaupt nicht, was das war. Meine Eltern erklärten mir nicht viel dazu. Aber soviel war klar, dass das wohl eine sehr peinliche Sache war, die aber ungeachtet dessen einer Nachbarin erzählt wurde, zu deren Familie neben dem Mann eine etwas ältere Tochter und zwei Zwillingssöhne in meinem Alter gehörten. Sie war wohl recht aufgebracht, dass so etwas in unserer Familie hatte passieren können. Als nach zwei Tagen das Gleiche bei den Zwillingen eintrat, wurde sie kleinlauter. Es fällt auch in diesen Zeitraum, dass zumindest Marlies und ich von Madenwürmern gequält wurden. Diese Vor-

komnisse deuten darauf hin, dass es mit den Lebensverhältnissen und der Hygiene zur damaligen Zeit wohl nicht so weit her war. Gott sei Dank war das aber nur eine kurze Episode, die sich nicht wiederholt hat.

Soweit ich mich zurückerinnern kann, sah man in den Straßen überall noch Häuserruinen sowie größere und kleinere, mehr oder minder zerstörte Bunker. Das war typisch für die Nachkriegszeit. Wir Kinder wurden ständig davor gewarnt, in den Häuserruinen herumzuklettern, da sie in der Regel einsturzgefährdet waren (Abb. 20). Wir taten es aber wohl trotzdem. Und wir sollten auf keinen Fall mit herumliegenden, sechseckigen Eisenrohren spielen. Das könnten noch scharfe Brandbomben sein, hieß es (Abb. 21). Auch mit Regenwasser gefüllte Bombentrichter waren beliebte Spielplätze (Abb. 22). Dort konnte man in großer Zahl Frösche, Kröten und Molche finden, die sich da offenbar in relativ kurzer Zeit, im Verlaufe weniger Jahre, einen



Abb. 20: Häuserruinen und zerstörte Bunker waren die Spielplätze von uns Kindern (Fotos: Internet).

neuen Lebensraum erobert hatten. Dass wir dort gerne spielten, war nicht unbedingt im Sinne unserer Eltern, da die Gefahr von Bombenzündungen zu groß war, die durch unsere Spielereien bei Blindgängern hätten verursacht werden können. Und natürlich hätte man auch einfach ins Wasser fallen können, was bei der Tiefe mancher Trichter auch nicht gefahrlos war. Passiert ist Gott sei Dank nie etwas.

Seinerzeit wurden häufiger sämtliche Bewohner ganzer Straßenzüge aufgefordert, die Häuser zu verlassen und sich an einem bestimmten Sammelpunkt einzufinden, da mal wieder im Zusammenhang mit Neubaumaßnahmen eine Bombe gefunden wurde, die entschärft werden musste. Meine Mutter nahm dann immer ein Lederköfferchen mit, in dem, wie man mir sagte, wichtige Papiere waren. Vermutlich waren da alle Familiendokumente drin. Soweit ich mich erinnern kann, hat es in dem Zusammenhang allerdings nie eine Explosion gegeben, auf die ich immer so gespannt gewartet habe.

Wenn man auf den Straßen eines der seltenen Autos sah, gehörte dieses in der Regel irgendwelchen Firmen oder Unternehmern, kaum einem Privatmann. Anfangs gab es in unserem Wohnviertel drei Pferdefuhrwerke, die mehr oder minder regelmäßig wöchentlich durch die Straßen fuhren und durch Läuten mit einer Handglocke oder Blasen auf einer Blechflöte auf sich aufmerksam machten. Die Läuter waren der Fischenbieter und der Gemüseverkäufer mit seinem unüberhörbaren Ruf *Karrtfoeel*. Der Bläser war der Klüngelskerl (Schrotthändler) (Abb. 23, oben). Nach und nach verschwanden die Pferdefuhrwerke, dafür tauchten dann als erstes die für die damalige Zeit typischen Tempo-Dreirad-Autos auf (Abb. 23, unten).

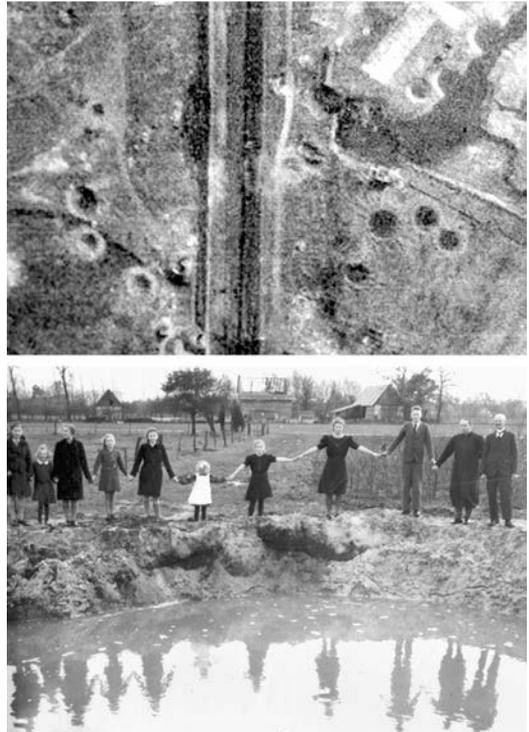
### Preußenstraße 53

Nach einiger Zeit wurde es in der Vandalenstraße dann doch zu eng. Wir zogen um in den ersten Stock eines zweieinhalbstöckigen Mietshauses in der Preußenstraße 53, immer noch in Hüllen, aber schon recht nahe an



**Abb. 21:** Brandbomben waren gefährlich. Davor wurden Kinder gewarnt. Sie sollten kein Spielzeug sein (Fotos: Internet).

**Abb. 22:** Auch die allgegenwärtigen Bombentrichter waren damals für Kinder ein beliebtes, aber nicht ganz ungefährliches Spielgelände (Fotos: Internet).



Wanne-Eickel. Zur Wohnung gehörten ein kleines Gartenstück sowie ein Segment eines größeren, gemauerten Schuppens, der für die Mieter des gesamten Wohnblocks gebaut worden war. Der Garten wurde jetzt nicht mehr

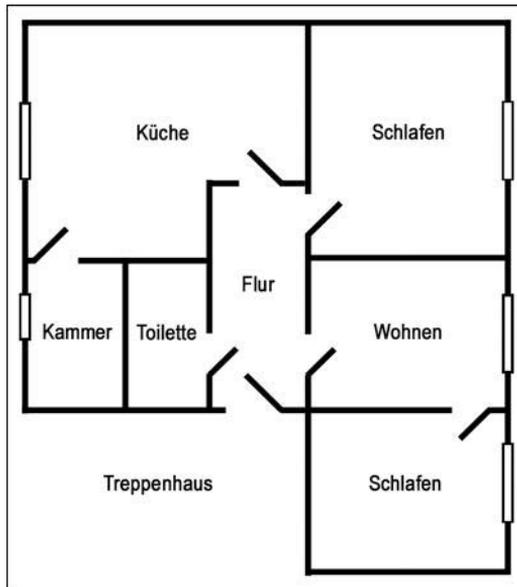


**Abb. 23:** Klüngelskerl mit seiner typischen Blechflöte (oben). Das Tempo-Dreirad (unten) löste damals die Pferdefuhrwerke ab (Fotos: Internet).

zum Gemüseanbau, sondern für eine Wiese, Blumen und eine Sitzecke genutzt, der Schuppen auch nicht mehr zur Haltung von Fleischlieferanten, sondern als Unterstand für unsere Fahrräder und allerlei Gerätschaften. Damals habe ich sehr viel an Fahrrädern herumgeschraubt und mir wohl ein gewisses Verständnis für mechanische Zusammenhänge angeeignet.

Die Wohnung dort war um einiges größer als die in der Vandalenstraße (Abb. 24, oben). Außer einer großen Küche mit dem obligatorischen Kohleherd gab es ein Wohnzimmer, in dem Marlies auf einem Schlafsofa, das jeden Abend hergerichtet werden musste, nächtigte, ein Kinderzimmer, in dem wir drei Jungen –

immer noch in zwei Betten – untergebracht waren, und ein Elternschlafzimmer. Ein Badezimmer gab es nicht, sondern nur eine winzige Toilette. Der einzige Wasseranschluss – natürlich kalt – war das Wasserbecken in der Küche. Hier wurde das Geschirr gespült, hier wurde sich gewaschen und hier wurden die Zähne geputzt (Abb. 24, unten). Das war für sechs Personen gemessen an heutigen Standards schon recht knapp. Aber meine Eltern waren froh, eine insgesamt größere Wohnung gefunden zu haben. Gebadet wurde damals einmal in der Woche, entweder, insbesondere im Winter, in der durch den Kohleherd, auf dem auch in großen Kochtöpfen das Badewasser erhitzt wurde, warmen Küche in einer



**Abb. 24:** Oben: Grundriss der Wohnung in der Preußenstraße 53. Unten: Zähneputzen am einzigen Wasserbecken der Wohnung.

großen Zinkbadewanne, die ansonsten im Keller stand, oder, zur Sommerzeit, im Keller in der Waschküche in einem rauen, rechteckigen Waschzuber aus Beton.

Im Rahmen des Neueinzuges wurde die Wohnung renoviert. Da es ein älteres Haus

war, lagen sämtliche Elektroleitungen noch auf Putz. Das sah in den Augen meiner Eltern wohl nicht schön aus. Demzufolge wurden mit Hammer und Meißel endlose Nuten in die Wand gestemmt, in der dann die Leitungen unter Putz verschwanden. Das war eine sehr staubige und zeitaufwändige Aktion. Es wurde auch noch vom Korridor aus in die Wand zum Wohnzimmer hin eine Türöffnung herausgeschlagen und mit einer Türfüllung versehen und die Türöffnung, die ursprünglich vom Elternschlafzimmer aus ins Wohnzimmer ging, zugemauert. Das war auf jeden Fall praktischer, da man nicht mehr durch ein Schlafzimmer gehen musste, um ins Wohnzimmer zu gelangen. Abschließend wurden dann die Decken gestrichen und die Wände tapeziert. Alles in allem war das ein langwieriges, streckenweise recht spannungsgeladenes Unterfangen, da ja die notwendigen Arbeiten erst nach Feierabend, wenn mein Vater seine Schicht hinter sich hatte, mit einiger Anstrengung durchgeführt werden konnten. Schließlich wurde noch ein so genannter Allesbrenner-Ofen angeschafft, der im Wohnzimmer stand. Darüber konnte dann auch das Jungenschlafzimmer geheizt werden. Das Elternschlafzimmer war unbeheizt.

Der Boden in dieser Wohnung bestand aus rot gestrichenen Holzbohlen, auf die Balatum-Teppiche gelegt wurden. Balatum besteht aus einer mit farbigen Mustern, vielfach nach Art eines Orientteppichs bedruckten Wollfilzpappe, die bis Anfang der 1970er Jahre produziert wurde, dann aber von haltbareren und preiswerteren PVC-Belägen abgelöst wurde.

Relativ kurz nach dem Einzug gab es noch einmal wegen der Tür zum Jungenschlafzimmer Aufregung, die ich seinerzeit nicht verstanden habe. Es wurde die ganze Türfüllung herausgerissen und erneuert. Später, nach einigen Jahren, habe ich dann erfahren, was der Grund für diese Aktion war. Offenbar tummelten sich von den Vormietern hinterlassene Wanzen hinter der Türfüllung.

Das Leben in den Mietshäusern war nicht immer ein Vergnügen. So bekam man, ob man wollte oder nicht, oft genug mit, wenn bei dem einen oder anderen Nachbarn der Haussegen schief hing. Meistens ging es dann recht laut zu. Man musste sich nicht anstrengen, um zu verstehen, worum es ging. So habe ich noch lebhaft im Ohr, wie es mehr als einmal schräg unter uns lautstark hieß: *Der Bastard muss raus!* Dort wohnte eine jüngere Familie, in welche die Frau einen Sohn von einer anderen Liaison mitgebracht hatte. Selbiger Sohn und der neue Mann kamen wohl überhaupt nicht miteinander klar, was die starken Worte erklärte. Über uns wohnte eine Familie, die einen aufmüpfigen Sohn Günther hatte, den der Vater, aus welchen Gründen auch immer, hin und wieder verprügelte. Mehr als einmal rief dann seine Mutter in den Treppenflur hinein: *Hilfe, Hilfe! Mein Mann schlägt den Günther tot.* In solchen Situationen versuchte dann manchmal mein Vater, die Wogen zu glätten, indem er auf den aufgebracht Vater beruhigend einzureden versuchte. Als dann aber besagter Günther selbst in einem solchen Moment noch kesse Sprüche auf Lager hatte, konnte er von meinem Vater hören *Halt endlich die Klappe, sonst wirst du auch noch von mir versohlt.*

Wenn mal in einer Familie gefeiert wurde, bekam man das natürlich auch mit. Je länger es in die Nacht hinein ging, umso munterer wurde es. Das endete hin und wieder, vorsichtig ausgedrückt, recht turbulent.

Dass der eine und andere Familienvater oder erwachsene Sohn nächtens laut singend torkeligen Schrittes nach Hause kam, war so ganz selten nicht. Insgesamt ging es dort, wie man im Ruhrgebiet so schön sagte, *rau, aber herzlich* zu.

Während der Zeit, in der wir in der Preußenstraße wohnten, wechselte ich nach vier Schuljahren von der *Bonifatius-Volksschule* zum *Schalken Gymnasium* um. Wie es dazu kam und welche Konsequenzen dieser Wechsel nicht nur kurzfristig, sondern letztendlich für mein ganzes Leben hatte, wird uns später noch ausführlich beschäftigen.

## Eickeler Bruch 165a

Die Zeit in der Preußenstraße sollte nicht sehr lange andauern. Es zeigten sich nämlich nach wenigen Jahren allseits gefürchtete Risse in den Wänden: Bergschäden! Verursacht wurden diese Schäden durch fehlerbehaftete Bergbauaktivitäten, die zu teilweise großräumigen Senkungen des Erdreichs führten. Die in diesen Bereichen stehenden Häuser waren davon natürlich auch beeinträchtigt. Es entstanden Spannungen und schließlich Risse im Mauerwerk. Ich erinnere mich noch an einen Abend in unserer Küche, als es plötzlich eine Art Knall gab, auf beiden Seiten der Wand zum Elternschlafzimmer hin die Tapete aufgerissen war und man tatsächlich durch den Riss in der Wand in das andere Zimmer schauen konnte. Das war schon bedenklich.

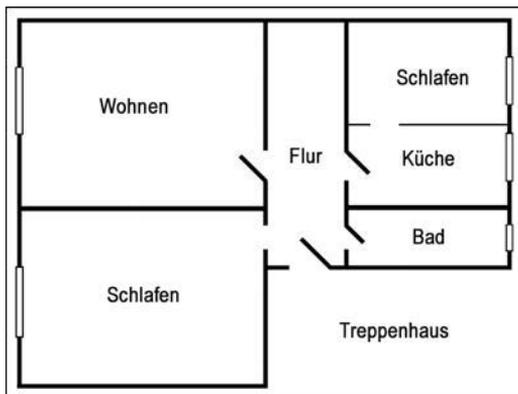
Es blieb nicht bei diesem ersten Riss. Immer wieder tauchten neue Risse auf, natürlich auch in den Nachbarwohnungen, im Treppenflur und im Keller. Es dauerte nicht lange, bis Fachleute sich die Situation in unserem Haus anschauten. Nach der Ortsbegehung wurden recht zügig Sicherungsmaßnahmen getroffen, die zur Folge hatten, dass unser Treppenhaus eine gewisse Ähnlichkeit mit Grubenflößen bekam, in denen dicke Holzstempel die Last der Decken und Wände abstützten.

Dieser Zustand blieb nicht lange so. Wegen der großen Einsturzgefahr hieß es recht bald, dass wir übergangsweise umgesiedelt würden und zwar auf Kosten der Zeche, die vor vielen Jahren unter unserem Haus ihr Unwesen getrieben hatte. Die Zeche musste wohl auch die entsprechenden Wohnungen zur Verfügung stellen. Bald wurden die betroffenen Hausbewohner informiert, dass sie nach Wanne-Eickel in den Eickeler Bruch umziehen müssten. Keiner wusste, wo und was das war, bis die ersten dorthin gefahren waren und sich die Situation angesehen hatten.

Das Ergebnis war mehr als deprimierend. Wir sollten in ein zweistöckiges Haus einziehen, das neben einem anderen Haus zwischen zwei stark befahrenen Bahntrassen lag: Die eine war die dreigleisige, primär dem Personentransport dienende Zugverbindung Essen-

Dortmund, die andere eine neungleisige Güterverkehrsstrecke. Während der Eickeler Bruch die Güterverkehrsstrecke als Unterführung kreuzte, gab es bei der Essen-Dortmund-Strecke einen beschränkten Bahnübergang. Da die Zugfrequenz recht hoch und damit die Schranken oft unten waren, musste man immer einige Zeit einkalkulieren, wenn man über diesen Bahndamm wollte. Das bedeutete für mich, da ich nach wie vor das *Schalkes Gymnasium* in Gelsenkirchen besuchte und dorthin mangels einer Alternative nur mit dem Fahrrad fahren konnte, vor einer bestimmten Zeit loszufahren, um pünktlich in der Schule zu sein und nicht vor der Schranke zu stehen.

Die Wohnung im ersten Stock des Hauses war nicht unbedingt eine Offenbarung, genügte aber mit einigen Abstrichen unseren Bedürfnissen (Abb. 25). In der großen Küche fand der immer noch traditionelle Kohleherd seinen Standort. Im Badezimmer war, wenn ich mich recht erinnere, sogar eine Badewanne eingebaut. Das Elternschlafzimmer und das Wohnzimmer waren zwar recht groß, die Wohnung musste aber auch Schlafmöglichkeiten für vier Personen bieten. Marlies hatte zunächst Konditorin gelernt und war dann als Köchin tätig. Sie arbeitete damals, ich glaube, in Bad Wildungen in einem katholischen Krankenhaus und benötigte daher zu Hause keine Schlafstätte. Friedel wohnte ebenfalls



**Abb. 25:** Ungefährer Grundriss der Wohnung im Eickeler Bruch 165a.

außerhalb, so dass nur noch Gerd und ich untergebracht werden mussten. Gerd schlief auf einem Sofa im Wohnzimmer, ich in der Küche, die durch einen großen Kleiderschrank und einen Vorhang in zwei Teile getrennt war. Damit war klar, dass ich oft frühmorgens gegen 5:00 Uhr wach wurde, wenn sich mein Vater und Gerd auf den Weg zur Arbeit in den *Eisenwerken* machten. Auch in dieser Wohnung gab es keine zentrale Heizung. Insgesamt war es wieder einmal beengt.

Die Wohnlage zwischen den beiden Bahntrassen war mehr als grenzwertig. Ständig vernahm man von beiden Seiten das Rattern der Züge, tags wie nachts. Da damals insbesondere beim Güterverkehr noch Dampflokomotiven eingesetzt wurden, hörte man die Züge schon von weitem herankeuchen. Und dann dauerte es eine beträchtliche Zeit, bis die nicht selten 50 bis 60 Waggons über die Schienenstöße hinweg gerattert waren. Von diesem Lärm wurden wir anfangs jede Nacht wach. Erstaunlicherweise gewöhnten wir uns aber nach einer gewissen Zeit daran und wurden dann nicht mehr in jeder Nacht davon aufgeweckt. Ob damit auch diese Lärmbelästigung völlig schadlos an uns vorübergegangen ist, sei dahingestellt.

Der Bereich des Eickeler Bruchs, in dem wir nun wohnen mussten, war nicht unbedingt eine Traumwohngegend. Die Familienverhältnisse der Mitbewohner in unserem Haus waren nicht so recht durchschaubar. Mal ging es hoch und laut her, mal merkte man nicht viel von ihnen. Hinter unserem Haus standen etliche Baracken, in denen Menschen wohnten, deren Leben wohl nicht unbedingt von der Sonne beschienen wurde. Wir haben und wollten wohl auch nie Kontakt mit ihnen bekommen. Auf der anderen Straßenseite stand ein größerer Mietklotz mit vielen Wohnungen, deren Bewohner man auch nicht gerne näher kennenzulernen wünschte. Eine etwas jüngere Frau und ein dazu gehörender Mann, der wohl arbeitslos war, hatten eine für uns unüberschaubare Anzahl von Kindern. Der Ton, der dort untereinander herrschte, war nicht rau, aber herzlich, sondern einfach nur ordinär. Als einmal eines der zahlreichen Kinder gestorben

war, erzählten die Geschwister auf der Straße: *Bei uns ist heute einer kaputt gegangen*. Das war dann schon wirklich schockierend. Ansonsten habe ich nicht mehr sehr viele Erinnerungen an diese Zeit. Wahrscheinlich ist das Meiste, was so im Laufe der Zeit passierte, von mir sehr effektiv verdrängt worden.

### Küpershof 18

Immer wieder war die Rede davon, dass wir in absehbarer Zeit zurück nach Gelsenkirchen ziehen könnten, ohne dass es aber konkrete Alternativen gab. Vielleicht war da hauptsächlich der Wunsch der Vater des Gedankens. Ernst wurde es aber, als mein Vater eines Tages berichtete, dass von den *Eisenwerken* in Gelsenkirchen-Hüllen neue Häuser in einer schönen Wohnlage gebaut würden, in die wir einziehen könnten. Es sollten komfortable Wohnungen sein, die sogar über eine Zentralheizung und über einen Telefon- und Fernsehanschluss verfügten, also um luxuriöse Errungenschaften, die für uns bislang außer jeder Reichweite lagen.

Das war eigentlich zu schön, um wahr zu sein. Schnell war dann aber auch der Haken an der ganzen Sache klar: Die Mietkosten waren erheblich höher, als es meine Eltern gewohnt waren. Nachbarn und Freunde rieten

eigentlich nur davon ab: Man solle auf dem Teppich bleiben und nicht größenwahnsinnig werden. Es sei abzusehen, dass man binnen kürzester Zeit wieder ausziehen müsse, weil man über kurz oder lang die Miete nicht mehr würde bezahlen können.

Meine Eltern haben sicher sehr viel hin und her überlegt, ob und wie sie das bewältigen könnten. Ich konnte es kaum glauben, als es dann hieß: Wir machen es. Wir ziehen in den Küpershof. Das war eine Straße, die es vorher nicht gab, da es ein neu erschlossenes Baugebiet war, das aber gar nicht so weit weg von der Vandalenstraße und dem *Schalkes Gymnasium* lag. Wir würden also bald wieder in eine uns vertraute Wohngegend, in Berlin würde man sagen, in unseren Kiez ziehen.

Die Häuser waren allerdings noch im Bau. Aber wir haben uns natürlich intensiv die Baustelle angeschaut und schon lange, bevor der Umzug über die Bühne ging, im Geiste Möbel hin und her geschoben. An den eigentlichen Umzug in den Küpershof 18 kann ich mich gar nicht mehr so recht erinnern. Auf jeden Fall war das Drumrum nicht mit den stressigen Situationen zu vergleichen, die sich seinerzeit im Zusammenhang mit dem Auszug aus der Vandalenstraße und dem Einzug und den damit einhergehenden Renovierungsmaßnahmen in der Preußenstraße abgespielt haben.



**Abb. 26:** Unsere Wohnung im Küpershof 18 lag im Erdgeschoss (links). Ungefäher Grundriss der Wohnung (rechts).

Es war eine sehr schöne Parterre-Wohnung (Abb. 26). Da unterdessen alle meine Geschwister außer Hause waren, bin nur noch ich mit meinen Eltern dort eingezogen. Dadurch war das Raumangebot genau passend: Neben einem Badezimmer und einer kleinen Küche, in der nun kein antiquierter Kohleherd mehr, sondern ein moderner Elektroherd stand, boten ein Wohnzimmer, ein Elternschlafzimmer und ein kleines Zimmer genau den Platz, den wir benötigten. Als besonderer Luxus wurde ein Balkon angesehen, auf dem man im Sommer sitzen und Kaffee trinken konnte.

An die Annehmlichkeiten haben wir uns natürlich sehr schnell gewöhnt. Die Unkenrufe der ehemaligen Nachbarn wurden nicht wahr. Meine Eltern mussten nicht wegen finanzieller Engpässe die Wohnung wieder aufgeben. Ich glaube, sie haben sich mehr als einmal gefreut, damals den Sprung ins kalte Wasser gewagt zu haben. Nachdem meine Mutter mit 70 Jahren gestorben war, lebte mein Vater noch fast zehn weitere Jahre alleine in dieser Wohnung, bis er dann aus gesundheitlichen Gründen, hauptsächlich wegen seiner unaufhaltsam voran schreitenden Erblindung, auf seinen eigenen Wunsch hin in ein nahe gelegenes Altenheim mit katholischer Leitung übersiedelte.

## Gelsenkirchen – Stadt der 1.000 Feuer

Dass ich, geboren in Gelsenkirchen (Abb. 27), mitten im Ruhrgebiet aufwuchs, war mir anfangs natürlich nicht klar. Im Heimatkundeunterricht in der Volksschule habe ich dann aber gelernt, wie die zahlreichen Zechen und Schwerindustrieanlagen entstanden sind und sie in dieser Vielfältigkeit wohl nur bei uns im Kohlenpott zu finden waren. Mit Stolz habe ich in der *Stadt der 1.000 Feuer*, wie Gelsenkirchen auch genannt wurde, gelebt. Ich fand es spannend, wenn ich mit meiner Mutter nach Essen-Altenessen fuhr, wo wir damals häufiger meine Oma, einige Tanten und Onkel sowie eine Reihe von Cousinen und Cousins besuchten. Denn vom Zugfenster aus konnte man in einige große Werkshallen schauen und, was besonders abends eindrucklich war, oft Feuer lodern sehen (Abb. 28). Welche Arten von Betrieben das im Einzelnen waren, weiß ich natürlich nicht.

### Spielplatz: Abraumhalde

Beim Besuch meiner Oma wurden wir Kinder nicht selten zum Spielen auf die nahe gelegene Abraumhalde der *Zeche Helene* geschickt. Da konnte man ohne große Mühen kleine und größere Steine mit schönen Abdrücken von fossilen Pflanzen finden. Diese Zeche gibt es lange nicht mehr. Aber offenbar sind einige



Abb. 27: Wappen von Gelsenkirchen (links), der Stadt der 1.000 Feuer (rechts) (Abbildungen: Internet).



**Abb. 28:** Hochofenanlage und Abstich (links) sowie Kühltürme einer Kokerei und Kokereikammern (rechts) (Fotos: Internet).

Gebäude erhalten geblieben, in denen heute unter anderem ein Sport- und Gesundheitszentrum sowie eine Kletteranlage mit über 60 Routen in einer bis zu 13 Meter hohen Kletterwand untergebracht sind.

### Dicke Luft

Dass die Luft in meiner Heimat irgendwie komisch war und seltsam roch, war für mich nichts Besonderes. Ich kannte es ja nicht anders. Und dass meine Mutter hin und wieder hektisch aus dem Haus lief, um die Wäsche, die im Garten auf einer Leine zum Trocknen aufgehängt worden war, abzuhängen und wieder hereinzuholen, war auch normal. Ich musste wohl erst etwas älter werden, um den Zusammenhang zu erkennen. Offenbar war

mal wieder in den *Eisenwerken* ein Luftverschmutzender Vorgang, beispielsweise ein Hochofenabstich oder ein Kokereiprozess, abgelaufen (Abb. 28), der die frisch gewaschene Wäsche, kaum dass sie sauber war, wieder verreckte. Denn danach war die Luft noch mehr als sonst voll von Staub, Ruß und Gestank. Das war aber nichts Außergewöhnliches. Das war Normalität, genauso wie die Tatsache, dass, wenn man, wie es meist an Sonn- und Feiertagen der Fall war, morgens ein weißes Hemd anzog, dieses abends zumindest am Kragen schwarze Ränder hatte und gewaschen werden musste. Dies gehört heutzutage natürlich alles der Vergangenheit an, genauso wie der Kohlebergbau und die Stahl erzeugende und verarbeitende Industrie.

Einmal – ich muss zehn oder elf Jahre alt gewesen sein – habe ich in dieser Zeit eine viele Tage andauernde Inversionswetterlage, also richtigen Smog, erlebt. Die Luft wurde von Tag zu Tag mehr und mehr gelbnebelig trüb. Selbst mir war es unangenehm, draußen zu atmen. Man wurde angehalten, die Fenster geschlossen zu halten. Menschen mit Atemproblemen sollten in den Häusern bleiben. Ich erinnere mich, dass einmal, als ich wohl einige Zeit im Freien verbracht hatte und wieder ins Haus kam, meine Mutter mich entsetzt anschaute, da meine Augen schwarz umrandet waren, als ob sie mit einem Eyeliner behandelt worden wären. Das war allerdings nicht der Fall, sondern die Auswirkung des Rußes in der Luft.

Es war mir nie aufgefallen, dass die Häuser bei uns besonders grau und triste waren. Das

war eben so. Darauf wurde ich erst später von Fremden aufmerksam gemacht, die wohl – aus anderen Gegenden Deutschlands kommend – erstmals im Ruhrgebiet waren. Diese grauen Häuser gibt es ebenso wie die alten Bergmannshäuser immer noch, wie ich mich Anfang 2016 vergewissern konnte, als ich anlässlich des besagten Gold-Abiturs in Gelsenkirchen war und etwas Zeit gefunden habe, meine ehemaligen Wohngegenden zu besuchen (Abb. 29).

### Familienleben, wie ich es erfahren habe

Unser Familienalltag war nicht sonderlich spektakulär. Frühmorgens ging mein Vater zur Arbeit, meine Geschwister in die Schule und ich in den Kindergarten. Meine Mutter kümmerte sich um den Haushalt. Ich habe nur



**Abb. 29:** Durch Luftverschmutzung ergraute Wohnhäuser (oben) sowie typische, heute hauptsächlich von Türken bewohnte, ehemalige Bergmannshäuser (unten), fotografiert im April 2016.

bruchstückhafte Erinnerungen daran, dass hin und wieder irgendwelche Leute (Verwandte, Bekannte, Freunde der Eltern) zu Besuch kamen, kann das aber keinen besonderen Ereignissen zuordnen. Insgesamt gesehen kann ich wohl sagen, dass ich eine sorglose Kindheit verbracht habe (Abb. 30), wengleich meine Eltern diese Zeit nach dem Krieg nicht als sorglos in Erinnerung gehabt haben dürften.

### Punktuelle Erinnerungen

Hin und wieder habe ich punktuelle Erinnerungen an diese Zeit. So beispielsweise daran, dass meine Mutter abends ein ganzes 1,5kg-Brot aufschneit, um Butterbrote für den näch-

sten Arbeitstag zu schmieren. Das muss zu einer Zeit gewesen sein, als neben meinem Vater auch meine beiden Brüder in den *Eisenwerken* arbeiteten. Sie absolvierten nach der Volksschule dort eine Handwerkerlehre, Friedel als Elektriker, Gerd als Dreher. Eine dritte Option wäre Schlosser gewesen. Meine Eltern haben sie nicht irgendeinen Hilfsarbeiterjob machen lassen, um das Haushaltsbudget aufzubessern, wie es seinerzeit vielfach der Fall war. Beide beendeten die dreijährige Ausbildung erfolgreich und bekamen ihren Gesellenbrief. Sie waren später allerdings damit nicht zufrieden, sondern haben umgelernt, Friedel zum Computertechniker, Gerd zum Prokuristen.



**Abb. 30:** Klaus mit Eisbär (links), mit Marlies, Gerd und Karnickel (rechts oben) sowie im ersten Auto (rechts unten).

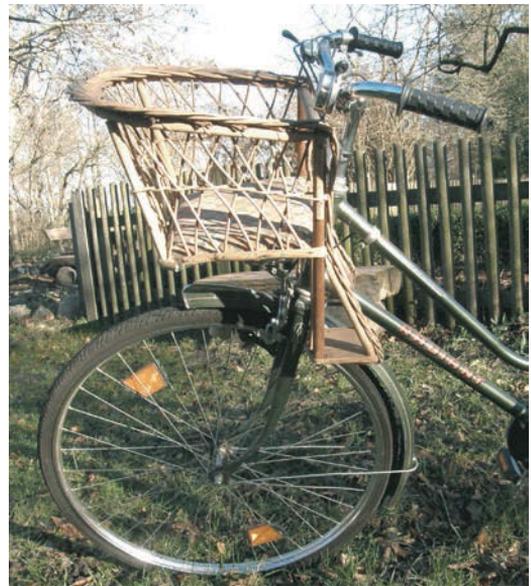
Zu Hause ging es recht streng zu. Speziell mein Vater hatte genaue Vorstellungen, wie alles zu sein hatte. Da gab es natürlich immer irgendwelche Reibungspunkte mit den Kindern. Wenn es nach Meinung meines Vaters wieder einmal zu viel war, wurden Friedel und Gerd nach draußen geschickt, um irgendwo einen Weidenstock aus den Büschen abzuschneiden, mit denen ihnen dann der Hintern versohlt wurde, wie es bei uns hieß. Das waren schon drastische Maßnahmen. Obgleich meistens Friedel der Übeltäter war, wurde auch Gerd mit in die Bestrafung einbezogen, sozusagen prophylaktisch. Marlies und ich waren davon nie betroffen. Meine Mutter, die von einem ausgeglichenerem Gemüt war, konnte diese Situationen nur schwer ertragen. Ausgefertigt ist das allerdings nie. Derartige Züchtigungen, wie man das wohl nennt, galten damals offenbar generell als probates Erziehungsmittel. Man hörte auf jeden Fall, dass es in anderen Familien vergleichbar zuging. Und auch in den Schulen gab es durchaus noch verschiedene Spielarten körperlicher Bestrafung. So habe ich einmal in der Schule vom Schuldirektor wegen irgendeines Fehlverhaltens eine schallende Ohrfeige bekommen. Vor der Bestrafung wurde ich dankenswerterweise aufgefordert, meine Brille, die ich damals schon trug, abzusetzen. Beliebt waren auch Schläge mit einem dünnen Stock auf die offenen, inneren Handflächen. Manche Lehrer meinten, sich mit gezielten Schlüsselbundwürfen bei den Schülern Respekt verschaffen zu können.

Ein besonderes Ereignis, das sich bei uns zu Hause abspielte, habe ich in Zusammenhang mit Marlies in Erinnerung. Damals war mein Vater als nebenberuflicher Mitarbeiter der *Kölnischen Lebensversicherung* tätig. Dazu ist er häufiger mit einem Herrn Stengel, der in Wanne-Eickel wohnte und wohl einen übergeordneten Posten bei besagter Versicherung innehatte, auf Kundenwerbung unterwegs gewesen. Als dieser Herr Stengel wieder einmal bei uns auftauchte, um meinen Vater zu einer Werbetour abzuholen, stellte sich Marlies vor ihn hin und sagte kichernd: *Herr Stengel mit Sportplatz und Wiese*. Damit war wohl seine

Haarpracht gemeint, die dadurch gekennzeichnet war, dass er eine veritable Glatze hatte, die von einem üppigen Haarkranz umgeben war. Natürlich waren meine Eltern über diesen Ausspruch entsetzt und konnten sich keinen Reim darauf machen, was die ansonsten eher schüchterne Marlies da geritten hatte. Später stellte sich heraus, dass sie eine ganze Reihe von schwarzen Johannisbeeren gegessen hatte, die eine beträchtliche Zeit in Weizenkorn gelegen hatten, um daraus einen der beliebten *Aufgesetzten* zu machen. So war sie wohl davon leicht angetüdtelt, was zu diesem Ausspruch führte, der dann aber keine weiteren Folgen hatte.

### Vorratshaltung

Erinnern kann ich mich auch daran, dass wir einige Male im Spätsommer zu irgendeinem nahe gelegenen Feld gefahren sind – wahrscheinlich meine Eltern und Geschwister mit dem Fahrrad und ich in einem damals üblichen Lenkerkorbchen (Abb. 31) –, um dort



**Abb. 31:** In einem solchen Korbchen wurde ich als Kleinkind bei Fahrradfahrten mitgenommen. Später haben auch unsere Kinder in einem solchen Korbchen gegessen.

Kartoffeln zum Einkellern zu ernten. Später wurden preisgünstig von den *Eisenwerken* angebotene Kartoffeln ins Haus, bis in die Waschküche, gebracht, wo sie aus den Säcken ausgeschüttet und zunächst nach zu kleinen, faulen oder beschädigten Exemplaren durchgesehen wurden, um schließlich in unserem Keller in einer großen Kartoffelkiste eingelagert zu werden.

Da Kartoffeln ein ganz wesentlicher Bestandteil unserer Ernährung waren, wurden zu Bestzeiten bis zu 14 Zentner, die bis ins nächste Frühjahr reichen mussten, eingekellert. Von daher erklärt sich wohl, dass sie für mich bis heute – in verschiedenster Variation, nämlich als Salz-, Brat- oder Stampfkartoffeln – ganz wesentlich zum Speiseplan gehören. Ein besonderer Höhepunkt war es, wenn es Reibe-kuchen gab. Dies waren aber keine kleinen Kartoffelpuffer, sondern große, die ganze Pfanne ausfüllende, relativ dicke, in Öl gebackene Pfannkuchen, von denen ich damals maximal einen schaffte.

Im Keller wurde der Kohlevorrat angelegt. Kohlen konnte man bei Händlern kaufen. Sie wurden aber auch, wiederum wohl preisgünstig, von den *Eisenwerken* angeliefert. Ich muss noch recht jung gewesen sein, als meine Mutter und ich mit dem anfangs erwähnten Gemüsehändler und seinem Pferdewagen nach Altenessen, zum Hölteberg, wo meine Oma wohnte, gefahren sind, um dort *Deputatkohle* abzuholen, die meine Oma wohl immer noch von der Zeche, in der seinerzeit mein Opa gearbeitet hatte, erhielt. Da sie bei Onkel Willi, der über Tage in der *Zeche Helene* als Schreiner arbeitete, und Tante Anne wohnte, die allem Anschein nach selbst genügend *Deputat* bekamen, konnte ihre Kohle nach Gelsenkirchen geschafft werden. Bei einer dieser Gelegenheiten haben wir wohl auch einmal Onkel Willi in der Zeche besucht. Ich erinnere mich noch ganz genau, dort Grubenpferde gesehen zu haben, die, nachdem sie wahrscheinlich etliche Jahre unter Tage als Zugtiere gearbeitet hatten, über Tage ihr Gnadenbrot zu fressen bekamen, wie es hieß. Später besaß übrigens der Gemüsehändler eines dieser Tempo-Dreirad-Autos (vgl. Abb. 23), mit dem ich dann

ein- oder zweimal nach Altenessen mitfahren durfte.

## Familienfeiern

Was ich auch noch in lebhafter Erinnerung habe, ist, dass damals gerne Familienfeste gefeiert wurden, zu denen es aber immer einen konkreten Anlass gab. So wurde wohl kein runder Geburtstag, keine Erstkommunion, keine Hochzeit und keine Silberhochzeit ausgelassen, um bei der jeweils einladenden Familie zusammenzukommen und miteinander zu feiern (Abb. 32). Dieses Feiern sah in der Regel so aus, dass sehr viel gegessen und getrunken wurde. Irgendwie müssen das noch die Auswirkungen der hungrigen Jahre nach dem Krieg gewesen sein. Jeder Gastgeber war stets bemüht, sein Bestes anzubieten, damit alle zufrieden waren. Manch ein selbst großgezogenes Huhn oder Kaninchen fand seine finale Bestimmung auf dem reichlich gedeckten Esstisch. Ich erinnere mich noch lebhaft an ein Fest bei uns in der Vandalenstraße, bei dem Tante Gertrud, Frau von Onkel Fritz und für derbe Späße bekannt, mitten während des Mittagessens kurzzeitig im Badezimmer verschwand und mit den Worten zurückkehrte *Jetzt kann ich weiter essen. Ich habe mein Korsett ausgezogen*. Zur damaligen Zeit gehörte wohl ein Korsett, das allzu üppige Ausdehnungen der Beckenregionen etwas eindämmen sollte, zur Grundausstattung einer Frau.

Es war immer recht fröhlich, artete aber nie aus. Am Nachmittag gab es Kaffee und Kuchen, am Spätnachmittag wurde dann neben Wein und Bier gerne süßlicher *Aufgesetzter* getrunken. Schließlich wurde oft gemeinschaftlich gesungen. Vielfach endeten diese Gesangseinlagen mit dem Lied *Warum ist es am Rhein so schön?* Es war wohl der Wunsch vieler, einmal dort gewesen zu sein. Abends gab es meistens Kartoffelsalat mit Würstchen zu essen.

Bei den Festen gab es auch traurige Anlässe, zusammenzukommen, nämlich Beerdigungen. Da versuchte jeder, soweit möglich, dabei zu sein. Nach der Beerdigung war es, wie wohl auch heute noch, Brauch, in einer Wirtschaft, wie wir zu einem Restaurant sagten, Kaffee zu



**Abb. 32:** Zu den verschiedenen Familienfesten kam man immer gerne und zahlreich zusammen.

trinken und Streuselkuchen, vielleicht auch belegte Brötchen zu essen. Und es blieb nicht immer beim Kaffee, sondern ging über in Bier und *Kurze* (Schnäpse). Das konnte dann schon einmal darin enden, dass ein direkt Betroffener das Lied anstimmte *So ein Tag, so wunderschön wie heute, der dürfte nie vergehen*. Mit dem *wunderschön, wie heute* meinte er natürlich nicht die Beerdigung, sondern, dass mal wieder alle zusammengekommen waren. Für einen Außenstehenden mag das allerdings schon befremdlich geklungen haben.

Im Laufe der Jahre fanden derartige Familienfeste immer seltener statt, zum Ende der Generation meiner Eltern, als kaum noch einer aus dieser Zeit lebte, dann überhaupt nicht

mehr. Von den nachfolgenden Generationen wurde diese eigentlich sehr schöne Tradition nicht mehr in vergleichbarer Art und Weise weiter geführt.

Als letztes großes Familienfest feierte Onkel Fritz, der älteste Bruder meines Vaters, mit seiner vielköpfigen Familie sowie den noch lebenden Geschwistern seinen 80. Geburtstag in der *Hüller Mühle*, in einem Traditionslokal, das in unmittelbarer Nähe des *Ostfriedhofs Gelsenkirchen* lag, wo normalerweise nach Beerdigungen begleitet von angeregten Gesprächen Kaffee getrunken und Streuselkuchen gegessen wurde. Onkel Fritz wurde im gesegneten Alter von 95 Jahren auf diesem Friedhof beigesetzt.

## Schulzeit: Anfangs ganz gut ...

Vier Jahre lang habe ich die Volksschule besucht. Das war eine sehr schöne und erfolgreiche Zeit. Nach dem ersten Schuljahr gab es noch keine einzelnen Noten für die verschiedenen Fächer, sondern nur eine generelle Beurteilung, die in meinem Falle so ausfiel: *Die Leistungen waren gut, teilweise sehr gut.* In den folgenden Jahren lagen die Noten zwischen sehr gut und gut, mit einem Schwerpunkt auf gut. Nur zu einem Befriedigend reichte es hin und wieder in den Fächern Zeichnen und Werken, Schreiben sowie Leibesübungen. Insgesamt waren das erfreuliche Leistungen. Und ich gehörte damit sicherlich zu den Besten in der Klasse. Wenn es damals schon eine heutzutage in den meisten Bundesländern bereits wieder abgeschaffte Grundschulempfehlung gegeben hätte, wäre es die gewesen, mich bei einem Notenschnitt von 2,0 zu einem Gymnasium zu schicken.

Mir ist nicht klar, nach welchen Gesichtspunkten der Wechsel von einem Schultyp in einen anderen vor meiner Zeit erfolgte. So weiß ich auch nicht, warum meine drei älteren Geschwister nicht zum Gymnasium gegangen sind. Ich denke aber, dass es bei ihnen zumindest zwei Gründe dafür gab: Zum einen haben

sich die Eltern um den Wechsel ihrer Kinder in den aufbauenden Schultyp selbst kümmern müssen und zum anderen musste damals noch für den Gymnasiums-Besuch Schulgeld gezahlt werden. Da waren Kinder aus Akademikerfamilien sicherlich gegenüber denen aus Arbeiterfamilien im Vorteil. Denn man kann sich vorstellen, dass man im Arbeitermilieu mit dem Anmelde-Prozedere kaum vertraut war und dass die finanzielle Belastung durch das zu zahlende Schulgeld in einer Höhe von 20,00 DM pro Monat bei einem Monatseinkommen von rund 380,00 DM nicht unerheblich war.

Wie kam es nun, dass ich letztendlich zum Gymnasium ging? Um das zu erklären, muss ich etwas weiter ausholen.

Anfangs habe ich ja bereits erwähnt, dass ich aus einer katholischen Familie stamme. Demzufolge spielte für uns die Institution Kirche eine große Rolle bis weit in den Alltag hinein. So wurde ich bereits in jungen Jahren von meiner Mutter zu Wallfahrten mit viel Beten, Singen und Gottesdiensten nach Kevelaer (Stadt im Kreis Kleve, Regierungsbezirk Düsseldorf), Neviges (Stadtbezirk Velbert im Kreis Mettmann, Nordrhein-Westfalen) sowie zum Kloster Arnstein (nahe Obernhof an der Lahn) mitgenommen (Abb. 33). Man darf nicht

unterschätzen, welchen Einfluss derartige Unternehmungen auf die geistig-seelische Entwicklung eines jungen Menschen haben. In einem solchen Umfeld aufwachsend soll ich als kleiner Junge geäußert haben, dass ich gerne Priester werden wolle, wahrscheinlich weil ich es für erstrebenswert hielt, selbst einmal in prachtvollen Gewändern Gottesdienste abzuhalten, ohne auch nur andeutungsweise zu wissen, was da auf mich zukommen würde. Heute denke ich manchmal, dass mein angeblicher Wunsch so oft wiederholt wurde, dass ich das letzten Endes selbst



Abb. 33: Mit meiner Mutter im Jahr 1954 in einem Pilgerzug.



**Abb. 34:** Das Hauptportal (links) sowie der Hintereingang des *Schalcker Gymnasiums* (rechts). Das Gebäude wird heute, nachdem das *Schalcker* 1966 in einen Neubau umgezogen ist, vom *Carl-Friedrich-Gauss-Gymnasium* genutzt, das durch ein sprachlich-sportliches Profil geprägt ist.

geglaubt habe. Und offenbar wurde das auch in der näheren Bekanntschaft erzählt, so dass schließlich sogar Dr. Hugo Kramer, der Studienrat für Religionslehre am *Schalcker Gymnasium* war und in unserer Kirchengemeinde *Herz Jesu Hüllen* wohnte, davon wusste.

Mit dem Ende der vierten Volksschulklasse galt es nun für meine Eltern, eine Entscheidung zu treffen. Wenn sie meinen Berufswunsch ernst nahmen, müssten sie mich jetzt bei einem Gymnasium zur Aufnahmeprüfung anmelden. Denn ein Abitur war Vorbedingung für ein Theologiestudium und dieses wiederum die Voraussetzung für den Priesterberuf. Offenbar wurde das wohl hin und her überlegt. Ich wurde auch erneut gefragt, ob es mir, dem 9-Jährigen, immer noch ernst mit diesem Wunsch sei. Natürlich war meine Antwort: Ja! Dennoch entschieden sich meine Eltern vermutlich wegen des monatlich zu zahlenden Schulgelds sowie der zu erwartenden Kosten für die Schulbücher, die damals noch privat an-

geschafft werden mussten, dagegen und meldeten mich nicht zur Prüfung an. Das war dann offenbar das Ende meines hehren Wunsches.

Doch es kam anders. Die Anmeldefrist war verstrichen und die dreitägige Prüfung gehörte schon der Vergangenheit an, als unvermittelt Dr. Kramer meinen Eltern einen Besuch abstattete. Es ging darum, dass ich unbedingt auf das Gymnasium gehen müsse, um meinen sehnlichen Wunsch, Priester zu werden, erfüllen zu können. Ich weiß nicht, mit welchen Argumenten es Dr. Kramer schließlich gelang, meine Eltern umzustimmen. Sie willigten auf jeden Fall ein, dass ich zu einer eigens für mich alleine arrangierten Prüfung im *Schalcker Gymnasium* antrete. Nach zwei (oder drei) Stunden Prüfungsstress war ich zum Schuljahr 1957/58 an dieser Lernstätte angenommen (Abb. 34), die 1876 als *Höhere Bürgerschule* gegründet worden war. In der Zeit von 1933 bis 1945 trug sie den aus heutiger Sicht unruhmlichen Namen *Adolf Hitler Gymnasium*,

seit 1955 die noch heute gültige Bezeichnung *Schalkes Gymnasium* (Abb. 34). Wie das anfangs mit dem Schulgeld geregelt war, ob es da vielleicht in bestimmten Fällen Befreiungen gab, weiß ich nicht. Glücklicherweise wurde diese Gebühr zum Schuljahr 1958/59 gänzlich abgeschafft.

### ... später eher katastrophal

Zunächst fing alles ganz vielversprechend an. Es wehte zwar ein anderer Leistungsdruckwind im Gymnasium, aber die ersten Zeugnisse waren zufriedenstellend, wenngleich die Noten nicht mehr im Gut-, sondern mehr im Befriedigend-Bereich angesiedelt waren. Die erste Fremdsprache war Latein. Nach und nach zeigte sich dann aber doch eine verhängnisvolle Tendenz zu einem durchgängigen Ausreichend. Dieses unterstrichen auch meine eher mäßigen Fähigkeiten in der zweiten Fremdsprache, in Englisch. Damit nicht genug. Es war wieder Dr. Kramer, der mich darauf aufmerksam machte, dass ich vom neusprachlichen Zweig, in dem ich die ersten Jahre verbracht hatte, in den altsprachlichen wechseln müsse, damit ich Griechisch lerne und damit die besten Voraussetzungen für ein Theologiestudium mitbrächte. Im Griechischen reichte es auch nur für ein Ausreichend, gleichzeitig wurde mir für Latein und Englisch ein Mangelhaft attestiert. Der zwar allgemein gehaltene, aber speziell wohl für mich formulierte Ausspruch des Griechischlehrers *Für manche wäre es besser, sich einen blauen Arbeitsanzug zu kaufen* half auch nicht aus dem Elend heraus.

Die darauf folgenden Jahre waren für mich einfach nur deprimierend. Meine Leistungen wurden kontinuierlich mieser. Ein erster Tiefpunkt war das Zeugnis des ersten Halbjahres in der Obertertia mit viermal Mangelhaft und die tiefste Leistungsmarke erzielte ich im ersten Halbjahr der Unterprima mit fünf Fünfen (Abb. 35). Mehr als einmal spielte ich in dieser Zeit mit dem Gedanken, alles zu schmeißen und irgendeine Handwerkslehre zu absolvieren. Allein, wie hätte ich das meinen Eltern vermitteln können? Ich musste also wohl oder übel weitermachen.

Es verwunderte kaum jemanden, dass ich schließlich in der Unterprima sitzen blieb. In der neuen Klasse erging es mir dann eigentlich ganz gut. Irgendwie verschwanden die vielen Mangelhaft von meinen Zeugnissen, ohne dass ich wesentlich mehr Energie zur Bewältigung des Lernstoffes aufwandte als zuvor. Das Leben wurde für mich wieder etwas lebenswerter. Zudem fügte es ein gütiges Schicksal, dass es in der Oberprima, wie oben bereits erwähnt, wegen der Umstellung des Schuljahresbeginns vom Frühjahr auf den Herbst ein so genanntes Kurzschuljahr gab und daher in diesem Jahr zweimal die Abitur-Prüfungen abgehalten wurden. So kam es, dass ich im gleichen Jahr mein Abitur schaffte wie meine ehemalige Klassenkameraden, jene im Frühjahr, ich im Herbst 1966.

Mit einigem Recht fragt man sich natürlich, wie es bei mir zu diesem drastischen Leistungsabfall gekommen ist. Ich denke, dass das zu einem großen Anteil meiner Herkunft aus dem Arbeitermilieu geschuldet ist. Es gab in meiner Familie keinen einzigen, der meine Probleme bei der Nicht-Bewältigung des Schulstoffes auch nur andeutungsweise bemerkte und nachvollziehen konnte und erst recht niemanden, den ich um Hilfe hätte fragen können. Da finden die Kinder aus Akademikerfamilien sicher bessere Rahmenbedingungen vor. Damit will ich nun aber auch nicht sagen, dass damit alle meine Leistungsmängel erklärt werden können. Ein ganz wesentlicher Grund ist sicherlich darin zu sehen, dass meine sprachlichen Talente nahezu bei Null liegen, so dass eine altsprachlich orientierte Ausbildung nur scheitern konnte. Der Klassenlehrer lag mit seiner Einschätzung sicherlich ganz richtig, als er in dem eingangs erwähnten, insgesamt negativen Gutachten über mich schrieb, dass ich *von nur durchschnittlicher Begabung* sei. Es fragt sich nur, wie es nach einem derartigen Schulausbildungsmisserfolg dann dazu hat kommen können, dass ich es beruflich bis in den Professorenstand geschafft habe.

Bevor ich meinen weiteren, nun akademischen Werdegang näher beleuchte, möchte ich auf einige besondere Aspekte meiner familiären Situation etwas genauer zu sprechen kommen.